

Propheten rechts, Propheten links

Jan-Paul Klünder untersucht die Niedergangserzählungen politischer Theoretiker und macht klar, dass Entdifferenzierungen der komplexen Moderne keine Spezialität der Rechten sind.

Jan-Paul Klünder: *Politischer Pessimismus. Negative Weltkonstruktion und politische Handlungs(un)möglichkeit bei Carl Schmitt, Michel Foucault und Giorgio Agamben*. Bielefeld: transcript, 2017.

Von Martin G. Maier.

Kaum ein Denker wollte seit dem 20. Jahrhundert gerne als Pessimist angesehen werden: Nicht der Dezipionist und Apologet substanzhafter Rechtsordnungen Carl Schmitt, nicht der Historiker der Denksysteme Michel Foucault und wohl auch nicht, so zeigt der Autor des hier zu besprechenden Bandes, der italienische Philosoph und Kritiker des Ausnahmezustands Giorgio Agamben. Es *gelten pessimistische Wahrnehmungen als deterministisch, im Sinne von defeatistisch* (S. 314 – Anm. 4). Darum vermieden Wissenschaftler es schon ihrer öffentlichen Wirksamkeit zuliebe, als Pessimisten zu gelten. Nur so konnten sie den Einfluss ihrer Diagnosen und die objektive Anmutung ihrer Deutungsangebote sicherstellen. Wie schlecht es jedoch um die Prägnanz der Gesellschaftsanalysen der drei genannten ‚Meisterdenker‘ tatsächlich bestellt ist, tritt in Jan-Paul Klünders präziser und überaus belesebenen Rekonstruktion ihres umfangreichen Werks immer wieder deutlich hervor.

Der von ihm an die drei Œuvres angelegte Deutungsrahmen eines idealtypischen Pessimismus überzeugt nicht zuletzt dadurch, dass er, neben den üblichen Standards wie einer dekadenten Entwicklung der sozialen Welt, einer Annahme erkennbarer geschichtlicher Gesamttendenzen (Teleologie) oder einer Wesenhaftigkeit des

Menschen (negative Anthropologie), auch die jeweiligen Rhetoriken und performativen Akte beachtet, durch deren Gebrauch die von ihm untersuchten Denker die fortwährende Wendung zum Schlechteren zu plausibilisieren versuchten. Immer wieder klingt dabei an, dass eine Ästhetisierung des Schreckens, ein heimlicher Genuss des eigenen Standhalten-Könnens bei katastrophischen Zeitdiagnosen keine unwichtige Rolle spielt.

In erster Linie geht es Klünder indes *darum, die Unterscheidungslogik derer zu rekonstruieren, die solche Deutungen aussprechen.* (S. 65 – Anm. 53) Den Autor stört also nicht, dass die von ihm untersuchten Denker *negative Aspekte beleuchten, Zweifel streuen oder positive Zukunftserwartungen dekonstruieren* (S. 15) – er will sich auch gar nicht in das Handgemenge der Deutungskämpfe um die Moderne stürzen und möchte nicht in die Erörterung der ‚tatsächlichen‘ Gründe für die Pathologien der bürgerlichen Gesellschaft eintreten oder das Entgleisen der Dispositive der Macht an der Realität überprüfen etc. Sein Anliegen ist ein anderes, das von intellektueller Kritik jedoch kaum zu trennen ist, aber immer wieder im Rückgriff auf Luhmanns Systemtheorie fundiert wird: Klünders Problem mit den von ihm herauspräparierten **Totalkonstruktionen** ist, dass *durch einen theorieimmanenten Differenzierungsverlust Kontingenz und Komplexität der modernen Gesellschaft nicht mehr wahrgenommen werden.* (S. 15) Die mangelnde Reflexion über *die Limitierung der eigenen Beobachtung* (S. 39), d. h. die Willkür der eigenen Setzungen und gewählten Anlässe für die pessimistischen Zeitbeobachtungen lässt für ihn die in der Regel verneinte Frage aufkommen, ob überhaupt noch die Komplexität ausdifferenzierter Gesellschaften als *Möglichkeit reflektiert* [wird], *dass die eigene Beobachtung notwendigerweise Dinge übersehen muss?* (S. 39) Damit nun zu den einzelnen Autoren.

Carl Schmitts selbstmitleidiges Geraune über die Daseinsverfehlung der pluralistischen Ordnung, deren *Feindverlust für ihn Ordnungsverlust bedeutet* (S. 102), beschäftigt längst eine eigene Zunft aus Schmitt-Philologen und -Connaisseuren. Wer daran anknüpft, läuft leicht Gefahr, die Eule der Minerva nach Plettenberg tragen zu wollen und einer buntscheckigen Revisionistengemeinde unfreiwillig Hand- und Spanndienste zu leisten. Klünder wählt einen anderen Weg zum Verständnis der sauerländischen Pythia, mit dem er die ausgetretenen Pfade der Schmitt-Rezeption verlässt. Vor allem am *Begriff des Politischen* kann er den Nachweis führen, dass

Schmitt die ohnmächtige Spielart seines Pessimismus durch einen **politischen Pessimismus** zu ersetzen trachtete. *Dabei beruft sich Schmitt auf die Gefahr einer Ent- und Überpolitisierung, die er durch staatliche Souveränität zu bannen sucht. Normativ positioniert sich der Staatsrechtler gegen die Möglichkeit einer entpolitisierten, d.h. befriedeten Moderne.* (S. 90) Schmitt zufolge gelte es, sich stets gegen den erneuten Einbruch des feindlichen Prinzips zu wappnen – nicht zuletzt, um sich selbst nicht aus den Augen zu verlieren. Denn Schmitts ‚*Anerkennungstheorie*‘ der Feindschaft (S. 107) leiste zweierlei: Einerseits stelle die Feindschaft eine *ontologische Konstante* dar, andererseits ver helfe sie erst zur eigenen Identität. (S. 107)

Schmitt tritt in seinem Werk nun gegen diejenigen auf, die den *Anspruch, die Menschheit zu repräsentieren* ins Feld führten, was als Kriegsmetapher gewissermaßen wörtlich zu nehmen ist, denn *Schmitt warnt vor der durch Verleugnung entfesselten Feindschaft, und seine Texte verbreiten die Angst [!], pazifistisches unpolitisches Handeln trüge zur Eskalation bei.* (S. 108) Eine solche Flucht vor dem Politischen sei immer nur um den Preis möglich, dass die Gegensätze zwischen Freund und Feind eine Zeit lang kaschiert würden, *sie wirken jedoch im Verborgenen, drängen mit Macht nach außen und harren einer umso heftigeren Entladung.* (S. 131)

Aus Klünders äußerst materialreich fundamentierten Analysen erweist sich immer wieder Schmitts Unfähigkeit, *eine souveräne Einheit zu benennen, die eine Hegung des politischen Antagonismus von Freund und Feind bewirkt.* (S. 163) Lieber *flirtet Schmitt permanent mit der Eskalation* (S. 135); als ein **heimlicher Vordenker des ihm unheimlichen Chaos** tritt er bei Klünder hervor. Auch wenn er als dessen Bändiger sich gern gerierte, er die Beherrschung dieses Chaos wahlweise als Souveränitätstheoretiker des diktatorischen Interims, als Vordenker der wesensmäßig(-völkischen) Ordnung, oder aber als Verweser des dezisionistischen Nullpunkts vorführen wollte. Die *positive, außeralltägliche Funktion* von Schmitts hassgeliebtem Ausnahmezustand sieht Klünder, und dieses Stück Ideologiekritik ist äußerst wertvoll, in der *Entlastung* (S. 136) von der normal-alltäglichen Bearbeitung politischer Meinungsverschiedenheiten und Entscheidungsrou tinen in der parlamentarischen Demokratie.¹

¹ Dies gilt auch, wie Klünder überzeugend darlegen kann, für das, nur scheinbar durch neue Figuren angereicherte, Spätwerk Schmitts, etwa für seine *Theorie des Partisanen* (1963). *Für Schmitts Ver-*

Foucaults Wandel in der Selbstausslegung vom unbedingten Optimisten zum pessimistischen Aktivistemöchte Klünder nicht folgen. Hier sehe der ältere den jüngeren Foucault als jemand an, der dieser niemals gewesen sei. Denn optimistisch seien die Schriften des damals vorwiegend machttheoretisch argumentierenden Franzosen nicht zu nennen, *im Gegenteil entspricht gerade die Mikrophysik der Macht in weiten Teilen dem Modell des politischen Pessimismus*, weil in dieser Werkphase *politische Lösungen und emanzipatorische Praxen [...] keine Erfolgsaussichten haben oder nicht stattfinden können*. (S. 193) Und vice versa: Der subjekttheoretisch, nämlich vom Selbstverhältnis der Individuen her denkende späte Foucault, habe seinen Pessimismus weitgehend verloren, da er *die Souveränität und Freiheit des Einzelnen ganz neu konzipiert* habe (S. 193).

Den Foucault der diffundierenden und ubiquitären, unhintergehbaren und unentrinnbaren Machtverhältnisse liest Klünder im Lichte einer fehlschlagenden Entfremdungstheorie – sie verweist für ihn auf einen unerreichbaren Nullpunkt, dessen Denk- oder Beobachtungsmöglichkeit nur fingiert werden könne –, die an Verschwörungstheorien erinnere. Ein nicht geglückter Vergleich, muss der Autor doch einräumen, dass Foucault hierbei keine personenmäßig bestimmbare Gruppe dunkler Gestalten meint, sondern behauptet, dass *sich die Machtverhältnisse hinter dem Rücken der Subjekte in allen Sphären ausbreiten, die Freiheit systematisch unterminieren und perfiderweise dem modernen Menschen vorgaukeln, sich durch emanzipatorische Praxen, wie eine befreite Sexualität, von der Macht lossagen zu können*. (S. 217) Stärker als Klünders Einwand, dass die Reflexion über die Beobachtbarkeit solcher ultimativen Entfremdungen ausbleibt, ja ausbleiben müsse², überzeugt seine These

such einer Entschleunigung des Neutralisierungsprozesses ist der Partisan der letzte Akteur, der für eine kontrollierte Form des Politischen steht, weil der heimatverbundene Partisan nur in einem begrenzten operiert und keine globalen oder universalistischen Ziele verfolgt. (S. 171)

² Worauf entgegnet werden könnte, dass sein Standpunkt dem gleichen epistemologischen Limit unterliegt. Denn liegt nicht auch Klünders Beobachtung einer Kompetenzüberschreitung bei Foucault, die dieser durch seine kulturkritisch gestimmte Allaussagen über entfremdete Verhältnisse beging, nicht auch bei ihm selbst vor, wegen der eigenen, nicht offengelegten Bezugnahme auf ein gesellschaftliches Außen? Wird sie nicht um den Preis des Ausblendens eines infiniten Regresses vorgenommen, dessen Beginn wie folgt beschrieben werden könnte: Foucault kann nicht reflektieren, dass er nicht sieht, was er nicht sehen kann; doch auch Klünder reflektiert hier nicht, dass er ein eigenes Metasystem zur Beobachtung seiner Beobachtungen bräuchte, um zu sehen, was Foucault sehen müsste, würde er Gesellschaft, seines blinden Flecks der Eigenbeobachtung gewahr, tatsächlich beschreiben, anstatt nur zu fingieren, sie von einem Außenstandpunkt beobachten zu können? Ob sie dann wirklich entfremdet wäre oder nicht, ist auf diese Weise nicht zu beantworten. Dies weist aber auch Klünders Negation des Verblendungszusammenhangs als Willkür aus.

von der **heimlichen Anthropologie Foucaults**, deren Postulat vom Ende des Menschen Foucault in der *Ordnung der Dinge* vergebens immer wieder *zu unterlaufen* (S. 228) suche.

Ebenso bedenkenswert ist Klünders Einwand gegen die Unentschiedenheit Foucaults hinsichtlich seiner **Geschichtstheorie** einer Genealogie des Krieges, die wegen der damit verbundenen Prognose einer Wendung zum Immer-Schlechteren immer wieder in eine **Philosophie der Geschichte** als einem erkennbaren Gegenstand von eigener Postur münde: Foucaults *Methode Genealogie* [...] *flüchtet in negative Gewissheit*. (S. 265)

Auch die Rekonstruktion des Umfelds von **Giorgio Agambens theologischen Pessimismus** (S. 425) beeindruckt besonders durch die Dichte der darin verwobenen Quellen. Das von Klünder treffend bezeichnete Narrativ vom Ausnahmezustand als verhängnisvoller Grundsignatur der Moderne, in *der das nackte Leben ins Zentrum der politischen Kalküle* gerückt und worin *die Willkür der Ausnahme* (S. 326) zur Regel geworden sei, wird von Klünder auch in jene eschatologisch aufgeladenen Werke Agambens hineinverfolgt, in denen Gemeinschafts- und Erlösungsphantasien politische Handlungskonzepte weitgehend verdrängt haben. Hoffnungslos erscheint die Sphäre von Recht und Politik als Schutzraum des Humanen. *Legitimität hat sich an der Legalität bzw. die Politik hat sich am Recht vergiftet. Politische Macht ist nicht ohne den Ausnahmezustand und damit das Lager möglich* [...]. (S. 327)

Anders als Foucault und Schmitt legt Agamben in seinen erst spät auf Deutsch übersetzten Werken ein Verfallsdenken an den Tag, das jede konkrete Geschichtlichkeit durch eine messianische Zeitrechnung überblendet. Die deutschen Vernichtungslager erscheinen bei Agamben als Menetekel des Menschen überhaupt, der vom Tode gezeichneten Häftling, der sog. Muselmann, fungiert als sein *Ecce homo*, das *der christlichen Vorstellung von Errettung durch Leiden korrespondiert*. (S. 348)

Ähnlich wie Foucault definiert auch Agamben *das Subjekt durch einen Unterwerfungs-Akt* (S. 377), ergänzt aber dies durch die These von einer fortschreitenden Vermassung der Individuen in der Gegenwart. Diese *Desubjektivierung* aber *tilgt mit dem Subjekt auch den Ausgangspunkt von Widerstand gegen die Dispositive*. (S. 377)

Analog zu dem, was Johannes Berger einst an Michael Hardts und Antonio Negris Klassiker der Globalisierungskritik *Empire* kritisierte, nämlich dass hier eine epochale Wende im Wortsinne verkündet werde, fällt Klünders Kritik an Agamben aus: Die Diagnosen bzw. Prognosen kommender Katastrophen würden erhoben, um durch *die Warnungen sich selbst und seinen Deutungsangeboten unweigerlich eine besondere intellektuelle Führungsrolle* zuzuweisen. (S. 402). Diese These vom Intellektuellen-Propheten trifft allerdings seinen Ausführungen nach auch auf Schmitt und Foucault zu.

Allerdings hätte der Rezensent gerne mehr darüber erfahren, warum *denn auch ihrem Selbstverständnis nach ‚linke‘ Weltanschauungen und Theorien, denen nach aller Kritik die Utopie abhanden gekommen ist, [...] pessimistische Überzeugungen propagieren.* (S. 33) Hat dieses Abhandenkommen bei Foucault und Agamben etwas mit ihrem Abgesang auf die von ihnen einstmals verfochtenen Vorstellungen einer alsbald gelingenden Befreiung der Subalternen zu tun – als Reaktion darauf, das angestrebte Ideal sich immer mehr verflüchtigen bzw. in weltpolitischen Konflikten zerrieben und unkenntlich gemacht zu sehen? Der gewählte methodische Zuschnitt seiner Analyse veranlasst Klünder dazu, die Schriften Schmitts, Foucaults und Agambens jeweils *en bloc* zu betrachten und somit die Genese der Gesamtwerke weitgehend außer Acht zu lassen. Dies ist auch nicht zu beanstanden. Es wäre aber gerade für die Überprüfung solcher alternativen Lesarten, wie der eben aufgeworfenen des **progressiven Pessimismus** bei den beiden letzterwähnten Autoren, für die nähere Bestimmung ihres Beitritts zur Liga der *Schopenhauer’schen Linken* (Gerd Haffmans), sinnvoller gewesen, die Quellen nach ihrem jeweiligen Entstehungs- bzw. Erscheinungsdatum aufzuschlüsseln.

Martin G. Maier ist Politologe und Mitarbeiter am Projekt „Wissensgeschichte der Politologie“ bei Portal Ideengeschichte. Er promoviert zur Intellectual history des deutschen Konservatismus nach 1968.